

Der Sonntagsgast.

Der gewaltige Umschwung, welcher sich auf der Insel Cuba gegen die spanische Despotenmilitärherrschaft vorbereitete, hat neuerdings die Augen der ganzen gebildeten Welt in erhöhtem Grade auf die Werte der Antillen gelenkt, und so wollen wir heute auf Grund unserer Tagebuch-Aufzeichnungen einen Blick auf den Naturcharakter der Landschaft von Havanna und auf deren Bewohner werfen, unter welchen, wie fast in allen Kulturländern der Erde, die Frauen das reizendste und lieblichste Element bilden.

Schon Alexander v. Humboldt hebt unter den Vorzügen des Klimas von Havanna den Umstand hervor, daß man dort selten Glasfenster findet und gleichwohl nicht das geringste Verlangen nach einem Kaminfeuer verspürt. Die Tagestemperatur zwischen der Morgen- und Mittagsstunde schwankt in den Monaten Dezember, Januar und Februar bei vorherrschendem Nordwinde zwischen 18 und 24 Grad Celsius, der tiefste Thermometerstand, welchen wir während unseres dortigen Winteraufenthaltes beobachteten, war 14 Grad Celsius, der höchste 26 Grad Celsius. Die mittlere Temperatur war im Januar 19 Grad, im Februar 19.5 Grad Celsius. Die Schwankungen sind außerst gering, und die Hitze ist im Winter nur ausnahmsweise bei Südwinden während der Mittagsstunden drückend. Weber in den Vereinigten Staaten noch auf dem europäischen Festlande haben wir einen Punkt kennen gelernt, dessen Winterklima sich mit jenem von Havanna vergleichen ließe. Nur die Lufttemperatur der Insel Madeira und der Inseln der Azoren, Guatamala und Mexiko zeigen ähnliche Resultate. Nichts Lieblicheres als eine helle Februarnacht in Havanna, wo nebst dem Gesirne des Nordens bereits viele Sternbilder des südlichen Himmels sichtbar werden und aus dem klaren, blauen Tropenüberleuchten!

Der Naturcharakter der Landschaft von Havanna ist zwar nicht großartig und imponierend, wohl aber heiter und lieblich. Auf keiner anderen Insel der Antillen, sowie an keinem anderen Punkte des tropischen Festlandes von Amerika dominieren die Palmen so sehr wie hier, und ihr edler Schmuck bildet die reizendste Zierde aller Rathhöfe und Serenadenplätze, welche sich rings um das Hafengebiet der Stadt und dem Meerestrande entlang bis tief in das Innere der Insel gruppieren. Die Cocospalme ist hier die zahlreichere, die Palma Real oder Königinpalme (Cecropia regia) aber der edlere dieser getrockneten Bäume. In den Urwäldern des Orinoco und am Amazonasstrom giebt es allerdings höhere, holzige und prachtvollere Palmenarten, aber keine einzige, welche zum Schmuck eines Rathes oder Promenadenplatzes vorzuziehen sich eignen würde, als die Cecropia regia. Wir haben die „Cecropia regia“ nur noch im botanischen Garten in Rio de Janeiro in gleicher Pracht und Großartigkeit aufzutreten sehen, wo sie in hundert Stämmen, himmelragenden Individuen wohl die imposanteste Baumart auf der ganzen Erde bietet. Die Größe und Majestät der tropischen Flora des amerikanischen Festlandes darf man überhaupt auf den Antillen nicht suchen. Hier empfängt das Auge des Reisenden kein so erhabenes Gemälde wie wir es in der primitiven Waldwelt am Rio San Juan de Nicaragua oder am Montaguafuque in Guatemala zu bewundern das Glück genossen. Aber der Palmenreichthum, die verschiedenen, bald buschförmig, bald baumartigen Gattungen, die Mangos und Annonen (die edelsten der Früchte, wie sie Humboldt nennt), die Dracenen und Limonenbäume, die Sagoten und Brotfruchtbäume, die Granat- und Cleanderbüsche, sowie viele andere Kulturpflanzen der warmen Zone geben der Umgebung von Havanna einen ganz eigenthümlichen bunten Schmuck, welcher durch den unheimlich milden Hauch der Atmosphäre noch gehoben wird. Und dazu denke man sich das herrliche, blaugraue und fischgrüne Antillenmeer, dessen brandendes Wogenpiel am Campo de la Punta einen ebenso lustigen als prächtigen Anblick gewährt; den herrlichen Hafen von Havanna mit seinem schaukelnden Wald von Masten und bunten, luftig flatternden Flaggen, das große Häusergerirre, die Citadellen und Forts, welche alle Ohren in der Nähe des Hafens tönen, und darüber die tiefblaue Kuppel des Tropenhimmels, mit leichten Wölkchen bedeckt, so wird man die Anmuth eines Bildes begreifen, welches zwar nicht mit Rio de Janeiro oder Konstantinopel vergleichbar ist, wohl aber unweifelhaft die glanzvollste aller Städte-Ansichten West-Indiens bildet.

Havanna ist durch die breiten Alleen seiner Paseos oder Promenaden in zwei große Hälften getheilt. Die äußere Stadt ist jünger und luftiger, das breitere Straßen und bequemerer Trottoirs, während die innere Stadt älter und belebter ist, weil sich daselbst das geschäftliche Leben konzentriert. Der Rhythmus, welcher die Welt beherrscht, zeigt auch dort seine Macht. Ansehen, Einkauf und Lebenskomfort sind in Havanna noch ausschließlicher als anderswo an Reichtum gebunden. Man ist schon etwas genirt, wenn man kein eigenes komfortables Haus hat, und man liebt

wirklich, wenn man nicht seine Belante besitzt, das heißt einen kleinen Wagen ohne Kutschknecht, mit zwei Rädern und einem gewandten Reiter vorne auf dem Sattel des Pferdes. Die Trottoirs sind in der alten Stadt so schmal, daß zwei Personen ohne geschicktes Drehen nicht einander ausweichen können. Sie haben wie einen Kahl um seine Glätte und Geschmeidigkeit mehr beneidet als in Havanna! Die Volantefahrer sind unendlich besser daran. Hochsitzend und schnell vorwärtskommend, sehen sie auf die armen Fußgänger, welche zu beiden Seiten sich drehen und wenden, mit einem wohl begründeten Gefühl des Mitleids herab.

Damen der vornehmen Gesellschaft erscheinen öffentlich fahrend, und manches zierliche Fräulein soll das Straßenpflaster niemals berührt haben. Nicht einmal in die Kutschknechte treten die Senoras und Senoritas ein, sondern bleiben vor denselben im Wagen sitzen und lassen sich Puppenacten oder was sonst ihr Herz begehrt, aus dem Innern zur Ansicht auf die Straße bringen.

Schöne Häuser, glänzende Kausäden und Schaufenster, Equipagen und Spaziergänger findet man wohl in allen großen Städten der zivilisierten Welt, aber eine so bunte und brillante Blumenlese von gepuppten Damen, wie man sie an Sonn- und Feiertagen auf den Paseos der Havanna sieht, trifft man nicht einmal in den ersten Hauptstädten Europas. Diese Sonntagspromenade ist das große Rendezvous aller hübschen Damen der wohlhabenden Stände. Reichtum, Mode und Pußlinge entfalten dort die buntesten Farben der Toiletten. Die Lieblichkeit des Klimas gestattet auch im Winter unter freiem Himmel die nimmliche leichte Form des Kleides, wie auf den Ballen des Nordens in wohlgeheizten Sälen. Fast alle Senoras der Havanna sind, wenn sie öffentlich erscheinen, ganz ähnlich gekleidet, wie bei uns nur die jüngsten Damen, wenn sie zu Walzer oder Polka in den Weigen treten.

In unabhäugbarer Doppelreihe fahren dann die Volantes. Die zu Fuß gehenden Caballeros bilden in den verschiedenen Alleen Spalier und betrachten wohlgefällig die luftschwebende Gesellschaft. Der leichte, malerische, aber durch seine Länge etwas unbequeme Wagen blüht in überfälliger Garnitur. Der Reiter auf dem Pferd hat seine Schöne, mit Gold- und Silberborten reich verzierte Jocke an. Seine hohen, enganliegenden, mit Silber beschlagenen Reiterstiefel haben eine pittoreske Form, welche noch aus der spanisch-mittelalterlichen Mode stammt. Die Damen sitzen in zurückgelegten offenen Wagen, gewöhnlich zu drei in pyramidaler Gruppierung. Die jüngste und schönste Senorita bildet die Spitze dieser Pyramide. Wir hatten zwar auch an anderen Orten Gelegenheit, die Schönen der Stadt in größerer Vereine zu sehen, wie zum Beispiel im prachtvollen Theater Tacón oder auf den Ballen des General-Kapitäns. Aber so günstig, großartig und eigenthümlich ist die Erscheinung der Kreolinne fast nirgends, wie bei der sonntäglichen Paseofahrt, wo an Schmuck und Geschmeide, an wunderbaren Blumen und fatternden Bändern in den Haaren, an rauschendem Atlas- und Seidenleiden in den hellsten und schimmernden Farben eine Toilettenpracht zur Schau gestellt wird, welche selbst auf den Boulevards von Paris nicht ihresgleichen findet. Da die Volantes, des großen Wagenbedränges wegen, meist sehr langsam fahren und die Absicht, den vollen Anblick ihrer darin befindlichen Schönheiten und ihrer eleganten Toiletten dem ganzen spazierenden Publikum zu gönnen, von Niemandem verweigert wird, so hat man hier die günstigste und angenehmste Gelegenheit, die ganze Gremie des schönen edlen Geschlechts von Havanna wie lebende Bilder einer Theater-Vorstellung an sich vorbeiziehen zu lassen.

Die Kreolinne von Havanna haben meist eine sehr reiche, glänzend schwarze, prächtiger Haare, schöne schwarze Augen, eine edle Stirn, einen feinen Mund und ein Kolorit, welches unter der Beihilfe von Kunst meist blendend weiß erscheint. Wo durch den Einfluß des Klimas der Teint eine gelbliche Farbe angenommen hat, da verschleiert ein feiner Stoff, die Casacailla de Merida, Rath zu schaffen, welche in Havanna in beträchtlichen Quantitäten konsumiert wird. Die Profile sind zwar nicht immer tadellos, erinnern jedoch merklich an die edle castilische oder andalusische Abkunft. Der vorherrschende Zug der Ruhe in den Gesichtszügen erhöht die Schönheit, obgleich er den Ausdruck von Geist und Anmuth zurückdrängt.

Die Lebensgewohnheiten der Kreolinne sind von einer Einförmigkeit, welche

gegen den zivilisierten Norden traurig abfällt. Die jungen Mädchen erhalten nur die nothdürftigste Bildung. Häusliche Arbeiten werden von wohlhabenden Damen für unwürdig gehalten und sind fast ausschließlich den schwarzen oder farbigen Dienerrinnen überlassen. Man lernt dafür etwas Lesen und unorthographisch Schreiben, ein wenig Stilkunst, etwas Musik und ein wenig Französisch. Die Erziehung des weiblichen Geschlechts geht nur selten so weit, um Liebe und Hingab zu poetischer Lust, zu erhabenen Versen oder interessanten Romanen zu erwecken. Das Lesen selbst nützlicher Werke ist vom Tagewerk der Frauen fast gänzlich ausgeschlossen, indem Bücher in Havanna als der entbehrliche Luxus betrachtet werden. Es kommen mindestens zweihundert wohlaffinirte Modemagazine auf einen ärmlisch ausgestatteten Buchladen!

Wo Intelligenz und Phantasie keine Nahrung finden, kann auch die geistige Anmuth, selbst wenn die allgütige Natur sie verliehen hätte, nicht glänzen und beglücken. Eine gewisse äußere Grazie verleiht man bei dem schönen Geschlechte von Havanna allerdings nicht. Imposante Haltung, majestätischen Gang und Würde im Benehmen zeigen die Kreolinne überall, wo sie öffentlich erscheinen, gleich ob es auf der Straße oder im Theater, im Ballsaal oder im Circus bei den Stiergefechten ist. Aber es liegt in dieser kreolinne Grazie etwas Künstliches, Angelerntes, Studirtes. Grazie des Geistes ist ihnen völlig fremd, und wo sie Gott gegeben, da wird sie durch den erschöpfenden Einfluß der Erziehung der Gewohnheit und der Umgebung erstickt.

Die Konversation der Havaneserinnen ist ebenso langweilig und platt in der Form, als leer im Inhalt. Selbst jene leicht unterhaltliche, welche in den alltäglichen Dingen des Lebens seine Flüge zu beobachten und den gewöhnlichsten Tageserscheinungen eine reizende Seite abzulaufen verheißt, welche nicht die Tiefe des Verstandes herausfordert, sondern mehr das heitere Spiel der frohen Laune offenbart — sogar diese moderne Genre von Unterhaltung fehlt in Havanna gänzlich.

Wie man in einer so monotonen Weise, fast ohne irgend welche andere Beschäftigung, als jene der Toilette, der Tafel und einigem Pianogeklimper, den langen Tag ohne ausdauernde Langeweile hinzubringen vermag, wird nur begreiflich, wenn man erwägt, welche dernehmende Macht die Gewohnheit übt. Auch stimmt das Klima von Havanna gleich jenseit der Tropenländer zum leichten Nichtsthun, zur gedankenlosen Träumerei und zu einer tiefen Apathie der Seele.

Es ist eine Eigenart der Bauart der Häuser in Havanna, daß man das Leben und Treiben der meisten Familien auch von der Straße aus beobachten kann, gewissermaßen beobachten muß. Man wohnt nämlich in Folge der häufigen Erdbeben ziemlich allgemein zu ebener Erde. Die großen vergitterten Fensterbalkone reichen fast bis auf den Boden des Trottoirs, haben keine Glascheiben und sind, der frischen Luft wegen, fast immer geöffnet. Wer also nicht der Gefahr des Ueberfahrenwerdens Trost bieten will, muß sich daher auf den schmalen Fußwegen dicht an den Häusern halten und kann somit bei aller Diskretion kaum verhindern, einen Blick seitwärts durch die weit offenen Fenster in den erleuchteten Salon zu werfen, wo er ganze Familiengemalder gewahrt wird. Gepuppte Senoras und Caballeros, mit den reizendsten Kindern an der Seite, wiegen sich auf den Rocking chairs und öffnen nur selten den Mund zur Rede. Auch in ihrem Hause sind Frauen und Fräulein so ballmäßig gekleidet wie auf der Promenade und scheinen noch mehr Vergnügen daran zu finden, gesehen zu werden, als Andere zu sehen.

Der Kontrast, welcher in den politischen Institutionen, sowie im sozialen Leben zwischen den Hispano-Amerikanern und den Anglo-Amerikanern sich kundgiebt, erscheint am augenfälligsten im Familienleben und im sozialen Verhältnisse der Frauen. In Nordamerika will Niemand sein häusliches Leben und sein Familienleben der öffentlichen Schau preisgeben. Das Feuerheilig und Heiligste im Leben würde man dadurch entweiht glauben. Man liebt bei sich das Ungelernte und außer dem Hause die Freiheit ohne Eitelkeit und Modewang. In der eigenen Wohnstube ballmäßig zu puppen, bloß dem vorbeispazierenden Straßenpublikum zu lücheln, kommt in Nordamerika Niemandem in den Sinn. Die Radfahrer-Begleitung ist da nicht nöthig, um einer Lady den Heißth des Publikums zu sichern. Ueberall findet sie den Schutz, dessen sie bedarf. Das Schickal und die Behandlung der Frauen ist vielleicht der sicherste Höhen-

messer der verschiedenen Civilisationsstufen und so kann man die Thatlage der Erde der besseren Hälfte des Menschengeschlechtes mehr Freiheit gönnen als die Nordamerikaner, daß keine wie diese es verstanden hat, die Frauen zu ehren. Das Frauen-Ideal in den romanischen Ländern ist noch immer die äußere Schönheit, die Eleganz der Manieren und eine künstliche Grazie. Um dieses Ideal hat der Norden jene nicht zu beneiden. Er fordert Anderes von dem Weibe und stellt in seinem Ideal die Anmuth des Gemüthes noch über die äußere Form. Es sind andere, solidere Elemente des Glückes damit verknüpft, welche in romanischen Staaten nur als Ausnahme erscheinen: die wahre Weiblichkeit, das innige Familienleben und die dauernde Liebe!

Stelldichein im Schwanenhause.

Eine Aprilgeschichte. Von Marie Esch.

„O — ach!“

Heinz von Trenten schielte nach seiner Goufine Melanie hinter und seufzte seit einer Viertelstunde alle zwei Minuten ganz jämmerlich.

„Was fehlt Dir, Heinz, hast Du Magenweh?“ fragte die reizende Melanie spöttlich, die mit einem feinsten Roman auf dem Divan lag.

Heinz sah rittlings auf dem Sims des geöffneten Fensters, das nach dem wohlgeputzten Gärtchen der kleinen Villa hinausgab.

Im Garten blühte der Frühling und auch der kleine Salon Melanies war voll Weiden und Maiblumen Duft, fruchtwarme, schwüle Freiluftluft des Lenzes machte das junge Mädchen schlaftrübe, und in einem Zustand zwischen Traum und Wachen vergaß sie den Bitter auf dem Fenster Sims und versank mehr und mehr in ein sanftes Träumen.

Er sah ganz entzückt aus mit den von Schlaftrübe gerötheten Wangen, die jungen, schlanken Glieder in löthiger Ruhe gelöst, im hellen, weichen, erhellenden Frühlingsgewand.

Heinz verschlang sie mit den Blicken und lächelte er mit einem fagenartigen Zug im Zimmer und lag vor seiner Goufine auf den Knien und drückte mit wilder Inbrunn den Mund auf ihre halb geöffneten Lippen.

Mit einem leisen Schrei saß Melanie auf.

„Melanie! — einjige, süße, himmlische Melanie! Ich liebe Dich, ich — ich liebe Dich rasend!“

Mit wilden Rufen fiel er über sie her, aber energisch schüttelte ihn seine Goufine ab.

„Du Schalkbub! Bist Du toll?“

„O, warte nur, in kurzer Zeit bist ich dein Schulbube mehr!“

„Geh weg hier!“ nur die Rufe im Deine Wägen.“

„Du bist grausam — Du hast kein Herz, Melanie!“

„Für Kinder unter 16 Jahren allerdings nicht. Und wenn Du Dich nicht gleich manlich benimmst, wie es Dir zukommt, verlaße ich Dich bei Papa!“

Heinz erhob sich jetzt von den Knien und gab seine Goufine frei, die er immer noch mit den Armen umschlungen und festgehalten hatte.

„Ist das Dein letztes Wort, Melanie?“ Er nahm eine düstere, drohende Miene an.

„O nein, wenn Du es gerne hören willst, sage ich Dir noch, daß Du ein dummes Junge bist, aber den ich lachen würde, wenn ich mich nicht ärgerte!“

„Das wirst Du bereuen!“ schrie Heinz wüthend. „Ich weiß wohl, nach wem Du schmachst!“ Aber das sage ich Dir, wenn Du den Lieutenant nimmst, wenn Du —“

„Schweig und mach“, daß Du hinauskommst!“ befaß Melanie, glühend roth vor Zorn.

„Ich gehe ja schon, aber Du wirst am mich denken!“

Mit diesen Worten zog sich Heinz durch das Fenster zurück. Langsam schlenderte er durch die Stadt nach Hause und grübelte unaufhörlich auf dem Wege, wie er sich rächen könne. Endlich lächelte er zufrieden, er hatte einen Plan.

„Zum Donnerwetter! Kann man nicht mal seine Nachtruhe haben? Wer klingelt denn da mitten in der Nacht?“

Die elektrische Klingel der Hausthür hatte den alten General a. D. Archibald von Wildleder aus dem ersten, besten Nachtschlaf geweckt, der bei ihm schon um neun Uhr Abends begann.

Er horchte eine Weile gespannt. Alles blieb still; dann klingelte es heftiger, ungeduldriger.

Bis der General stehend in seine Schlafjacke gefahren war und den alten Militärmantel umgeworfen hatte,

um mit dem Lichte in der Hand jornternd nach der Thüre zu stürzen, klingelte es noch mehrere Male.

„Donnerwetter, Bombensturm! Wer untersteht sich, zur nachtschlafenden Zeit meine Klingel abzureißen?“

Mit diesem freundlichen Willkommensgruß sprang der General dem unwillkommenen Störenfried entgegen, seine Wuth wandelte sich aber in Schred, als er den Telegraphenboten erkannte, der ihm eine Depesche vor die Nase hielt.

Der alte Krieger hatte manch' eine Schlacht schlagen helfen und ohne Wanken im Feuer gestanden, aber eine Depesche fiel ihm stets auf die Nerven und verursachte ihm nervöses Zittern, wie eine Maus einem hysterischen Vadsch.

In der Verwirrung drückte er dem Boten das Licht in der Hand, statt eines Tringeldes, suchte dann verzweifelt nach dem Portemonnaie in den verreckelten Taschen seines Nachhemdes, schimpfte vor Angst, schimpfte laut auf den Boten, den Wilhelm, seinen alten Diener, den selbst ein Kanonen-

bonner nicht aus seinem Kammerflask zu weiden vermochte, wenn er einmal mit Schnarchen losgelegt, und fand schließlich in einer Tasche seines Soldatenmantels eine verreckelte Karte, die er dem Boten schenkte, und ihm die Thüre vor die Nase warf, um ihn schnell los zu sein.

„Mein Gott, mein Gott, was ist denn da wieder passiert? Vielleicht ist die arme Clementine gestorben, oder Vothgar, der Teufelsjunge, hat sich den Hals gebrochen, oder —“

Mit schlatternden Knien wandte er in sein Schlafgemach zurück und begann nach seiner Brille zu suchen.

„Ach, diese Brille! Etwas Heimtückischeres gab es nicht! Der General mußte sämtliche Taschen sämtlicher Civil- und Uniformröcke umkehren, unter das Weid und unter das Sopha kriechen, wobei er sich den Schädel heftig anrannte, ein Wasserglas umstürzte, und seine Lieblings-Tabakspfeife auf den Boden warf und zertrümmerte, bis sich die gesuchte ganz harmlos unter der Zeitung auf dem Nähtisch fand.“

„Endlich!“

Er rief das Telegramm auf, ohne die Adresse zu beachten und las:

„Länger bezwinge ich nicht des Herzens Sehnen. Erwarte Sie morgen 3 Uhr — Goldfisch-Beide.“

„Das Du die Motten kriegst!“ höhnte der alte Herr, dem das Blatt aus der Hand fiel, vor Ersauern.

Er nahm es wieder auf, las noch einmal, es war kein Irrthum, er träumte auch nicht, nein, er war ganz wach!

Welches verrückte Frauenzimmer wollte ihn denn auf seine alten Tage so falsch' einem Abenteuer verleiten?

„Wer konnte das sein? Elise? — Die Landbäthin hieß Elise! Nein, das war unmöglich! Elise! — Fräulein von Stadus etwa? Sollte die es es auf seine Witterkraft abgesehen haben? Heutzutage kann man den Frauenleuten Alles zutrauen!“

Jetzt wandte er das Blatt und las die Adresse, um es gleich darauf mit einem kräftigem Fluch auf den Tisch zu schleudern.

Der Wirth war ja an seine Tochter abgetraut.

Da soll doch gleich der Henker drein fahren. Ein Rendezvous für meine Tochter! Freilich, G. das war der Grafstee, der Lieutenant Edwin von Zehren, na, dem wollen wir's aber entrücken! Ist das eine Art, eine Dame hinter dem Rücken des Vaters zu einem Rendezvous zu bestellen — eine Dame, wie meine Tochter!“

Die Wuth des alten Herrn war grenzenlos, um seine Nachtruhe war es geschehen.

Seine einzige Tochter, sein Stolz, sein Augapfel — das mußte doch exemplarisch bestraft werden!

Lange Zeit ging er rubeles in seinem Zimmer auf und ab. Seiner Tochter wollte er kein Wort sagen, er selbst würde sich zur bestimmten Stunde an den Ort des Rendezvous begeben, na, und er wollte dem Unberühmten einen gehörigen Denzettel mit auf den Weg geben, der seines Herzens Sehnen ein wenig abtühlen sollte!

Edwin von Zehren hatte sich den ganzen Winter hindurch lebhaft um seine Tochter beworben und Melanie gab ihm, wie es schien, vor Anderen den Vorzug. Er selbst hatte den Zuneigen gern gemocht und ihm das Beste zugestanden, aber jetzt war er doch ganz gründlich enttäuscht!

Bereits um halb drei Uhr am folgenden Nachmittage sah Heinz von Trenten wohlverborgen im Schwanenhäuschen am Goldfisch-Beide.

Von diesem Beobachterposten konnte

er nicht nur die Kaiserbuche, sondern den ganzen Goldfisch-Beide übersehen, und er zitterte vor schadenfroher Erwartung, seine Goufine Melanie kommen und bergehlich auf den Geliebten warten zu sehen.

Wenn er sie eine geraume Weile hatte sapseln lassen, würde er aus dem Hinterhülle hervordringen. Und wie würde er sie auslachen, ebenso erbarungslos, wie sie sich neulich gegen ihn geigelt hatte.

Wie würde sie sich vor dem „Schulbuben“ gedemüthigt fühlen und auf Angst, daß er sie verrathen und Anderen bloßstellen könnte, gewiß Alles thun, was er von ihr verlangte!

Die Minuten im Schwanenhäuschen wurden ihm zu ewigen Tagen vor freudiger Erwartung. Er zweifelte keinen Augenblick, daß sie in die Falle geigen würde. War sie doch bis über die Ohren in diesen albernen Lieutenant verhasst, und um die Sache recht dreckig zu machen, hatte er eine Depesche geschickt. Hätte er einen Brief an sie geschickt, würde die Handchrift die Falschung verrathen haben.

Möglich sein er, unangenehm überrascht, seinen Onkel, den General davorkommen.

„Was will denn der alte Knabe hier? Der hält doch sonst Mittagschlafchen um diese Zeit? Gut, daß Melanie noch nicht da ist! Er wird wohl in seinen Club gehen.“

Aber zu seinem Entsetzen sah er den Onkel unter der Kaiserbuche Halt machen und dort auf der Bank Platz nehmen. Was bedeutete das?

Niederend vor Erwartung betrachtete er den General. Es war bald kein Zweifel mehr möglich, derselbe war an Stelle seiner Tochter zum Rendezvous gekommen!

Jetzt wurde es Heinz in seinem Verstande unbehaglich zu Muthe.

Himmel! wenn der Onkel dahinter kam, daß er sich diesen Scherz mit seiner Tochter erlaubt.

An die Möglichkeit, daß die Depesche dem Onkel in die Hände fallen könnte, hatte er gar nicht gedacht. Oder er hatte sich in seiner Goufine abermals verrechnet. Vielleicht hatte sie das erhaltene Telegramm dem Vater gezeigt?

Der General fing jetzt an unter der Bude auf- und abzugehen und vor sich hin zu raufonnieren. Seine Miene wurde immer drohender, unwillkürlicher.

Heinz schimpfte vor Angst. Möglich verstand die Sonne hinter den Wolken und ein Aprilregen rauschte in die Baumkronen, gegen dessen kaltes Ras sein Schirm und sein Ueberzieher schlug.

Der General schimpfte laut. Er sah sich nach einem Schup um, da fiel sein Auge auf das Schwanenhäuschen, das zum Schmuck der Landschaft wie ein Schweizerhäuschen aus Barle und Stämmen gezimmert, den Regen wohl ausbleit.

Heinz fräudete sich das Haar zu Berge, der Onkel eilte im Lauffschritt auf sein Verdeck zu, rief das Zährchen, das er von innen zurückhalten frechte, so gewaltsam auf, daß er das Gleichgewicht verlor, hinpurzelte und den Eindringling mit zu Boden rief.

Der General war zuerst sprachlos vor Schred, dann besetzte ihn der Anblick seines Neffen in maßloses Staunen.

Es dauerte jedoch nicht lange, so ging ihm ein Licht auf. Er kannte den Schlingel und seine Streiche nur zu gut.

„Warte, Du Grascaff! Ich will Dich lehren, Deinen Onkel um Nachtruhe und Mittagschlaf zu bringen!“

Er machte ruhig die Thüre des Schwanenhäuschens hinter sich zu und was nun folgte, das ließ Heinz später bestämt einen großen Bogen um den Goldfisch-Beide, als dem Schauplatz einer unlesbaren Erinnerung, herumkommen.

Zu seinem allergrößten Verdruß erfuhr er auch noch, daß er den Onkel zum Rendezvous gelockt und sich selbst in das Schwanenhäuschen gesperrt hatte, damit Lieutenant von Zehren unter dessen Melanie allein zu Hause finden und ihr recht ungehört seine Liebe erklären konnte.

Heinz schickte sobald nicht wieder jemand in den April.

Zwischengeschichte.

Der heftige Dichter H. v. Waldungen verlor in einer Gesellschaft mit großem Eifer die Behauptung, daß der Rostoffelgenuß das Gedächtniß schwäche. Er lief deshalb seine Kartoffeln und lasse sich auch nicht täuschen, wenn man ihm folgte in irgend einem Gerichte dorsetze, wo sie nicht gleich wahrnehmbar sei. Bei Tisch wurde gleich darauf ein feiner Rostoffelgenuß herumgereicht, und Bildungen ob mit Weiden von dem Gedäch, das er für eine Art Biscuit gehalten. Die Frau des Hauses benahm nun seinen Irrthum, und die ganze Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus. Aber der Dichter half sich schnell aus der Klemme. „Da haben wir gleich die Bestätigung meiner Behauptung“, rief er. „Die Rostoffelgenuß sind dem Rostoffelgenuß im Magen, so weich ich schon nicht mehr, was ich gegessen habe!“

Kindlich.

Mama (zur kleinen Anne, die erst seit kurzem französisch treibt): Nun, weicht Du auch schon, was Ochs und Fiel heißt?

Anne: „Nein, Mama! Bei den Schimpfwörtern sind wir noch nicht!“